



Toleranz – eine unmögliche Tugend?

// Von der liberalen Ignoranz des Problems zur Wiederentdeckung der Gruppenidentität

VON ADAM SELIGMAN *

Toleranz ist nicht unbedingt eine moderne Tugend. Jedenfalls dann nicht, wenn Toleranz oder zumindest eine prinzipielle Toleranz nicht einfach auf Machtunterschieden und der Unfähigkeit beruht, dem anderen den eigenen Willen aufzuzwingen. Gewiss, in Ermangelung von Alternativen machen uns die Gebote der Realpolitik tolerant; und das trifft auf jede Gesellschaft zu jeder Zeit zu, in der Moderne ebenso wie in prä-modernen Zeiten.

Wir wissen natürlich, dass die prä-modernen Gesellschaften oft nicht besonders tolerant waren und Randgruppen und Minderheiten, Gruppen, die nicht den herrschenden Definitionen von Gemeinschaft entsprachen, oft verfolgt worden sind und einem nicht geringen Maß an Gewalt ausgesetzt waren. Ausmaß und Art der Gewalt waren an den verschiedenen Orten unterschiedlich, und es ist hier nicht der Ort, Islam und Christentum oder westliches und östliches Christentum als Kulturformen im Blick auf ihre Toleranz oder ihre Akzeptanz des Anderen zu vergleichen. So etwas artet leicht in Polemik aus; und ein vernünftiger historischer Vergleich wird oft zu einem politisch-moralischen Kampfturnier. Dennoch möchte ich die Behauptung aufstellen, dass wir von diesen Gemeinschaften im Blick auf Toleranz und die Einstellung anderen Menschen gegenüber etwas lernen können. Ich werde versuchen, diese These im Laufe meiner Darstellung zu verteidigen.

Toleranz ist nach den Worten von Bernard Williams eine „unmögliche Tugend“.¹ Sie ist unmöglich, denn sie beinhaltet, dass man Anschauungen,

* Adam B. Seligman ist Professor für Religionswissenschaft an der Boston University und Research Associate am dortigen Institute for the Study of Economic Culture.

die man selbst ablehnt, annimmt, anerkennt oder erträgt. Sie ruft uns auf, in kognitiver Dissonanz zu leben und stellt Widerspruch als ein erstrebtes Ziel dar. Wir werden genötigt zu „ertragen“, was wir eigentlich unerträglich finden. Wenn wir dieses oder jenes Wort oder diese oder jene Tat für annehmbar halten, sind wir natürlich nicht gefordert, Toleranz zu üben. Die ganze Frage der Toleranz stellt sich erst in dem Augenblick, wo eine Tat oder eine Rede als unannehmbar angesehen wird. Aus einer bestimmten Sicht ist Toleranz somit eine Tugend, die so hohe Ansprüche stellt, dass sie „unmöglich“ geübt werden kann; sie ist vielleicht sogar logisch unhaltbar, weil sie uns in die Gesetze des Widerspruchs verstrickt.

Aus einer anderen Sicht jedoch ist Toleranz bei weitem keine ausreichend starke Tugend. Sie wird als zu flach und zu kümmerlich und für den Aufbau einer zivilen Ordnung und einer zivilen Gesellschaft gegenseitiger Wertschätzung und Anerkennung als unangemessen angesehen. Toleranz mit ihren geschichtlichen Assoziationen vom Ertragen dessen, was (in den Augen Gottes und der Menschen) verabscheuenswert ist, ist in dieser Sicht eine kaum förderungswürdige Sache. Pluralismus und die Verherrlichung des Unterschiedes und der Andersartigkeit – das ist es, was gefragt ist, und nicht der fade Aufruf zur Toleranz.

Dieses Bild wird noch verwirrender durch das Argument, dass keine der beiden Positionen – weder die, die Toleranz für unmöglich hält, noch die, die Toleranz für fade hält – uns tatsächlich weiter bringen. Denn fast alle können sich darauf einigen, dass es Taten gibt (vielleicht auch Worte, wiewohl das zur Zeit heftig diskutiert wird), die alle moralischen Grenzen überschreiten und nicht toleriert werden dürften. Viele der Gräueltaten des zwanzigsten Jahrhunderts, wie Völkermord und andere Verbrechen gegen die Menschlichkeit, würden unter diese Rubrik fallen. Das heißt, wenn bestimmte Handlungen eindeutig jenseits dessen liegen, was toleriert werden kann, dann stehen wir vor der Notwendigkeit, die Grenzen dessen zu bestimmen, was toleriert und was nicht toleriert werden kann. Und es ist in keiner Weise klar, anhand welcher Kriterien eine solche Grenze bestimmt werden könnte. Eine so gestellte Aufgabe scheint das Problem der Toleranz aber lediglich auf eine analytische Ebene zu heben, ohne es zu lösen.

Die Ästhetisierung der Differenz

Trotz dieser Probleme und der damit verbundenen Schwierigkeiten der Analyse möchte ich für die Toleranz als eine Minimalposition plädieren, die für niemanden einfach – aber nicht unmöglich – zu erreichen ist. Darüber hinaus möchte ich die Behauptung aufstellen, dass das, was in heutigen modernen Gesellschaften als Toleranz gilt (ganz zu schweigen von robusteren Tugenden) oft gar keine Toleranz ist, sondern vielmehr eine Mischung aus Gleichgültigkeit, Realpolitik und der Leugnung von Unterschieden, das heißt die Leugnung der Tatsache, dass es wirklich etwas Anderes, von mir Verschiedenes und somit mich vielleicht Bedrohendes gibt, auf das ich mich in einer toleranten Weise einlassen müsste.

Die Leugnung der Differenz tritt in vielen Formen auf, am häufigsten als das, was man die Ästhetisierung der Differenz nennen könnte. Unterschiede sind dann eine Sache des Geschmacks, nicht der Moral; und da sich über Geschmack bekanntlich streiten lässt, ist keine wirkliche Tolerierung des Unterschiedes gefragt, sondern vielmehr eine Anerkennung des „Rechts“ jedes einzelnen auf seine eigene Meinung. Die Ästhetisierung der Differenz ist oft von einer Trivialisierung begleitet. Hier werden die Unterschiede oder Schauplätze von Differenzen als nicht wichtig genug erachtet, als dass sie eine prinzipielle Toleranz verdienen. Wenn jemand bei der Auswahl von Schlipsen schlechten Geschmack beweist, so verlangt das von mir keine tolerante Haltung, wenn ich sie auch als beleidigend und geschmacklos empfinde. Weil es sich hier aber um eine Frage der Ästhetik und somit eine Frage von geringer Bedeutung (trivial) handelt, kommt die Toleranz gar nicht ins Spiel.

Diese Neigung zur Ästhetisierung oder Trivialisierung des Unterschiedes ist natürlich ein Versuch, sich der Auseinandersetzung mit der Differenz – oder was man heute gerne Andersartigkeit oder Anderssein nennt – zu entziehen. Indem man das, was anders ist, trivialisiert, postuliert man die wesentliche Gleichartigkeit oder Gleichheit der nicht-trivialen Aspekte der Individualität und der gemeinsamen Sinnggebung. „Was uns gleich macht (als Juden, Anglikaner oder Amerikaner oder radikale Feministinnen), ist von wesentlich größerer Bedeutung für unsere Definition dessen, was wir sind, als das, was uns trennt.“ Dies ist eine Art und Weise, den Unterschied zu leugnen, statt sich ihm zu stellen. Und das tun wir ständig; es gehört zu unserem alltäglichen sozialen Gebaren.

In gewissem Sinne ist eine solche Leugnung der Differenz in sich selbst eine Form der Gleichgültigkeit gegenüber dem, was anders und verschie-

den ist. Indem wir unsere Differenz gegenüber der Position oder der Handlungsweise des Anderen dem Bereich des Geschmacks oder des Trivialen zuordnen, sind wir nicht gezwungen, uns darauf einzulassen und können eine Haltung der Gleichgültigkeit bewahren. Ich mag Ihre religiösen Überzeugungen töricht und Ihre sexuellen Neigungen inakzeptabel finden; doch weder das eine noch das andere ist illegal und gereicht auch niemandem zum Schaden. Sie berühren mich nicht in meiner Beziehung zu Ihnen (nehmen wir einmal an als Mitglieder des gleichen universitären Fachbereichs), und somit sind Sie auf lange Sicht für mich auch gleichgültig.

*Das Problem der prinzipiellen Trennung
von öffentlichem und privatem Bereich*

Wenn wir die Argumentation noch einen Schritt weiter führen, kommen wir ganz von selbst zu der Erkenntnis, dass Gleichgültigkeit, zumindest in liberal-individualistischen Gesellschaften, nicht nur ein psychologischer Zustand oder eine Form der sozialen Etikette ist. Sie ist vielmehr ein grundlegender Aspekt der gesellschaftlichen Ordnung in Gestalt unserer gesetzlichen und prinzipiellen Trennung von öffentlichem und privatem Bereich. Denn was als privat angesehen wird, ist der öffentlichen Aufsicht entzogen und hört damit auf, der toleranten oder intoleranten Haltung seitens anderer Glieder der Gesellschaft ausgesetzt zu sein. Einen Bereich der Privatsphäre abzustecken, bedeutet zugleich, einen Bereich der prinzipiellen Gleichgültigkeit zu definieren, in dem Fragen der Toleranz nicht gestellt werden und auch irrelevant geworden sind. Es ist nicht weiter erstaunlich, dass die Gewissensfreiheit – die im Grunde genommen Religionsfreiheit war – Hand in Hand ging mit ihrer Privatisierung. Darüber hinaus muss man feststellen, dass die Privatisierung der Religion verbunden mit einer Politik der Rechte – statt einer Politik des Guten – und einem säkularisierten öffentlichen Bereich in gewissem Sinne Merkmale eines liberalen Verständnisses der Modernität sind, wenn auch in republikanischeren Versionen des Aufklärungskonzeptes weniger der Fall.² Außerdem hätten wir, der populären Weisheit folgend, das Problem der Toleranz schon längst – je eher desto besser – gelöst, wenn nur diese eigensinnigen und fundamentalistischen Juden, Christen, Muslime, Hindus oder Sikhs diese Prinzipien akzeptieren würden, die doch nur vernünftig und allen zugänglich sind.

Natürlich liegt genau hier der Haken. Denn diese Prinzipien zu akzeptieren, bedeutet im Wesentlichen auch, eine gewisse liberale post-protestantische Sicht der Individualität und der Gesellschaft zu akzeptieren, die nicht von allen Menschen auf dieser Erde und nicht von allen menschlichen Kulturen geteilt wird. Man braucht nur einen Augenblick an die islamische Vorstellung der Einheit oder des Einsseins („tauhid“) zu denken, um zu erkennen, wie arrogant es ist, behaupten zu wollen, diese Vorstellungen könnten problemlos weltweit assimiliert werden. Die verschiedenen liberalen Einstellungen, die unkritisch gesehen toleranter Natur sind, sind in Wirklichkeit alles andere als tolerant, weil sie sich nicht auf die Differenz einlassen und nicht die „unmögliche“ Tugend praktizieren. Sie sind vielleicht mehr als alles andere eine Weise, dem ganzen Problem der Toleranz in der modernen Gesellschaft aus dem Wege zu gehen, statt es zur Kenntnis zu nehmen. Kritisch betrachtet würden sie nicht unbedingt erfolgreich sein in Gesellschaften, die nicht die liberalen Vorstellungen von Individualität und Gesellschaft teilen. Und es ist alles andere als sicher, dass sie in jenen Gesellschaften, die dies tun, weiterhin wirken werden. Denn was in den modernen westeuropäischen und nordatlantischen Gesellschaften unter Toleranz verstanden wird, hat viel mit der liberalen Synthese zu tun, so wie sie sich in den letzten zweihundert Jahren in diesen Gesellschaften mit all ihren Differenzen entwickelt hat.

Wie gesehen stand im liberalen Gedankengebäude die Unterscheidung zwischen öffentlichem und privatem Bereich ganz weit oben. Denn diese Unterscheidung ist, wenn auch nicht wirklich Gleichgültigkeit, so doch eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Bereichen und Arten der Tolerierung; bestimmte Glaubensüberzeugungen und/oder ihre Praktizierung werden als privat angesehen und damit außerhalb des Bereichs, in dem die Frage der Toleranz zum Problem werden könnte, also nicht eine Gleichgültigkeit *simpliciter*, eher eine prinzipielle Gleichgültigkeit. Denn man hat nicht das *Recht* sich in private Angelegenheiten einzumischen oder sie gar zu beurteilen. In dieser Sicht werden alle sich widersprechenden Ansichten unterschiedlichen „*life-styles*“ oder – wie es in den USA so treffend formuliert wird – „*different strokes for different folks*“ (andere Leute, andere Sitten) zugeordnet.

Aus dem oben Gesagten wird deutlich, dass ich mir die Frage stelle, ob das überhaupt Toleranz ist. Denn wenn der Liberalismus den verschiedenen Auffassungen vom Guten gegenüber neutral ist, kann man dann sagen, dass er ihnen gegenüber tolerant ist? Prinzipielle Gleichgültigkeit ist nicht

das gleiche wie Toleranz. Ebenso kann man sagen, dass die Politik der Rechte gegenüber einer Politik des Guten oder die Politik der individuellen Autonomie gegenüber einer Politik gemeinsamer öffentlicher Vorstellungen vom Guten oft nicht zu einer prinzipiellen Toleranz führt, sondern zur Toleranz als einer vorläufigen Behelfslösung, bis solche Untergruppen, die der Autonomie keinen Wert beimessen, so weit sind, die Voraussetzungen des Liberalismus zu teilen.³ Die viel gepriesene Toleranz des Liberalismus könnte also sehr viel komplizierter und problematischer sein, als wir gemeinhin glauben, steht sie doch ständig in der Gefahr, entweder in Gleichgültigkeit oder in Intoleranz abzugleiten.

Die individuelle Autonomie als kritische Instanz?

Es gibt jedoch eine kritische Basis der Toleranz in der liberalen Tradition, und das ist die Basis der individuellen Autonomie. Praktizierte Toleranz entspringt der Vorstellung von Autonomie als einer Tugend oder einem Gut. Das ist schön und gut, abgesehen davon, dass an diesem Punkte die vermeintlich liberale Gleichgültigkeit gegenüber dem Gedanken des Guten unhaltbar wird. Wie Bernard William gesagt hat: „Nur eine das Wesen berührende Sicht von Gütern wie der Autonomie kann den Wert erbringen, der in der Praxis der Toleranz zum Ausdruck kommt.“⁴ Darüber hinaus und noch entscheidender gilt dies: Die Postulierung eines Guten bringt uns immer in die vertraute Situation eines „Konfliktes von Gütern“, den der Liberalismus – wie wir gesehen haben – nicht wirklich vermeiden kann, wenn dies auch einer seiner zentralen Prämissen ist.

Eine liberale Grundlegung der Toleranz scheint demnach zweierlei bedeuten zu können:

- a) keinerlei Toleranz, sondern vielmehr Gleichgültigkeit oder aber
- b) die Verwicklung in einen Widerspruch – den zwischen einer Praxis der Toleranz, die sich auf eine Politik der Rechte statt einer Politik des Guten gründet einerseits, und dem Prinzip der individuellen Autonomie als eines vorrangigen Guten andererseits, auf dem sich eine solche Toleranz gründen sollte.⁵ Dieses Prinzip ist jedoch widersprüchlich, denn es beinhaltet die Weigerung, eine Politik des Guten zu verfolgen und hält zugleich zumindest an einem klar definierten Prinzip des Guten fest, nämlich dem der individuellen Autonomie. In dieser Sicht widerspricht die Praxis der Toleranz der eigenen Basis dieser Praxis oder führt uns zumindest in eine Diskussion über sich widersprechende Güter, eine

Diskussion, die wir zu vermeiden gehofft hatten. Hinzu kommt, dass es bei einem solchen Konflikt der Güter dazu kommen kann, dass einem anderen Gut als dem der individuellen Autonomie ein höherer Wert beigemessen wird als der „alles übertrumpfenden“ Autonomie (die Auffassung z. B., dass Abtreibung Mord ist und die Verhinderung von Mord wie ein Trumpf jede individuelle Entscheidung aussticht).

Eine andere Perspektive: Gruppenidentität

Wenn es also sicher eine wichtige Aufgabe zu sein scheint, liberale Individualisten von ihren inhärenten Widersprüchen zu befreien, so bin ich doch nicht „der Mann für diesen Job“; und so möchte ich lieber darauf verzichten, eine Sache zu verfolgen, deren Ausgang ich nicht absehen kann. Stattdessen will ich unser Problem neu formulieren, indem ich etwas Abstand nehme von unseren mehr oder weniger individualistischen Vorstellungen von Toleranz und das Problem durch eine etwas andere Brille sehen, die Brille mehr traditioneller Gesellschaften. Es mag hilfreich sein, sich in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, dass im mittelalterlichen kanonischen Recht zwei Gruppen von Menschen gegenüber Toleranz geübt wurde – Juden und Prostituierten. Ich möchte den Gruppenaspekt betonen. Beides waren Gruppen, die in der Tat toleriert wurden und denen gegenüber Toleranz als die zweitbeste Lösung galt. Besser schien es zwar, sie zu beseitigen, doch der Schaden für die Gesellschaft wäre zu groß gewesen. Die Gesellschaft von Prostituierten zu säubern, wäre als Aufforderung zu verstärktem Ehebruch, Sodomie und anderen fleischlichen Sünden verstanden worden; und die Gesellschaft von Juden zu säubern, hätte natürlich bedeutet, jene Gruppe zu beseitigen, deren Anerkennung Jesu als den Christus bei seiner Wiederkunft ein entscheidendes Element im eschatologischen Szenario darstellte. Folglich mussten beide Gruppen toleriert werden. Von daher erklären sich auch die negativen Assoziationen, die wir mit dem Begriff Toleranz verbinden – wir, zu deren kultureller Bürde einige schreckliche Episoden in der Geschichte der Beziehungen zwischen Juden und Christen gehören.

Was ich jedoch hier betonen möchte, ist die Tatsache, dass Toleranz sehr viel mit Gruppen und Gruppenidentitäten zu tun hat. Toleranz, so wie sie verstanden und praktiziert wurde – selbst als nicht praktizierte Toleranz – war eine Sache der Einstellung und des Verhaltens gegenüber festgefügtten Gruppen und somit gegenüber Einzelnen als Glieder dieser Gruppen, nicht

aber gegenüber Einzelnen in ihrer einmaligen Individualität. Angesichts des Verständnisses von Zugehörigkeit und Identität in prä-modernen und religiös organisierten Gesellschaften ist das natürlich nicht überraschend. Wir sollten uns bewusst machen, dass in dieser Welt „Rechte“ nicht etwas waren, was Einzelnen zugestanden wurde, sondern festgefügt Gruppen. Das waren die Kategorien des mittelalterlichen Rechts und der mittelalterlichen Gesellschaft; und es ist einsichtig, dass so auch Toleranz in diesen Gesellschaften verstanden wurde. Wenn das auch nichts Erschreckendes oder Originelles an sich hat, sollte es uns doch zum Nachdenken bringen. Denn die These, die ich hier vortragen möchte, ist die, dass Toleranz – und damit auch Intoleranz – von Natur aus mit Gruppen und mit Einzelnen als Glieder von Gruppen zu tun hat und nicht so sehr mit Einzelnen als autonomen, sich selbst steuernden moralischen Wesen, die mit individuellen Rechten ausgestattet sind und als solche auf der öffentlichen Bühne agieren.

Ich will also nicht darauf hinaus, dass die prä-modernen Gesellschaften in einem quantitativen Sinne *tolanter* oder *weniger tolerant* waren als die modernen Gesellschaften. Ich möchte vielmehr sagen, dass ihre Form der gesellschaftlichen Organisation das ganze Problem der Toleranz relevant machten. Die modernen Gesellschaften haben das Problem der Toleranz eher ausgeblendet als gelöst. Gut, wo und wann das funktioniert. Wo nicht, da kann man nicht einfach „Modernität“ zu dem Mix hinzufügen wie Salz zu einer Gemüsesuppe.

Es kommt ein Weiteres hinzu: Das moderne Identitätsbewusstsein ändert sich, ebenso der Typ von Individuen, der lange als notwendiger Bestandteil des Nationalstaates verstanden wurde, genauso wie der Nationalstaat selbst.⁶ Sub-nationale und trans-nationale Identitäten nehmen rasant zu; religiöse, ethnische und ethno-religiöse Identitäten stellen neue Ansprüche an das Selbst- und Gesellschaftsbewusstsein des Einzelnen. Angesichts dieser Entwicklungen ist der in seiner Quintessenz moderne Trend, den Problemen der Toleranz und der Intoleranz aus dem Wege zu gehen, nicht mehr haltbar. Aus diesen Gründen müssen wir andere Quellen und Perspektiven erschließen. Hier seien zunächst einige analytische Aspekte dieses Problems erörtert, die bisher noch nicht ausführlicher zur Sprache gekommen sind.

Zunächst ist es meines Erachtens wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Toleranz eine eng umgrenzte Tugend ist. Sie ist nicht die Lösung für alle Übel, sie ist kein Allheilmittel. Sie ist vielmehr begrenzt. Natürlich sind einige Verhaltensweisen intolerabel, wenn es auch – wie gesagt – nicht eindeutig ist, wie man bestimmen soll, was jenseits der Grenze des Tolerierbaren liegt. Bestimmte religiöse und philosophische Kategorien kommen in den Sinn: Das Naturrecht oder – im jüdischen Kontext – die Noachitischen Gebote bieten eine hilfreiche Orientierung. Doch innerhalb dieser Grenzen bleibt Raum für viel Meinungsverschiedenheiten, für Abscheu, für die Ablehnung vieler Dinge, die man für falsch, irregeleitet, unmoralisch, tadelnswert hält; für die also Notwendigkeit besteht, sie zu tolerieren.

Gewiss kann von niemandem erwartet werden, eine deutlich erkennbare Bedrohung des eigenen Selbst, der eigenen Identität zu tolerieren. Wenn diese Bedrohung von außen kommt, z. B. durch einen Gewehrlauf, kann man nicht tolerant sein. Da gibt es kein ernsthaftes analytisches Problem. Doch wie sieht es aus, wenn das, was als Bedrohung angesehen wird, aus einer anderen Richtung, von innen kommt? Lassen Sie mich das Beispiel der *West Roxbury Numismatic Society* anführen. Nachdem wir uns jahrzehntelang getroffen haben, um Münzen zu analysieren, zu handeln und darüber zu diskutieren, fangen ganz unvermittelt einige unserer Mitglieder an, das Thema Briefmarken ins Spiel zu bringen; sie weigern sich, auch nur eine Münze anzugucken und fahren fort, Raum und Zeit unserer Treffen mit philatelistischen Dingen in Anspruch zu nehmen. Müssen wir sie tolerieren? Stellen sie nicht auch eine Bedrohung unseres Soseins dar, nämlich der *West Roxbury Numismatic Association*? Gewiss brauchen wir unsere aufkeimenden Briefmarkensammler nicht auszurotten; es genügt, sie höflich aufzufordern, aus der Gesellschaft auszutreten und der philatelistischen Gesellschaft beizutreten, die sich gleich um die Ecke trifft. Wir können ihre Existenz im Großraum Boston tolerieren, aber nicht als Teil unserer Identität, als Teil dessen, was wir sind.

Mit diesem Beispiel möchte ich etwas relativ Einfaches sagen, nämlich, dass Gruppen Grenzen haben. Sie können nicht ohne Grenzen existieren. Man kann nicht Anspruch auf irgendeine Art von Identität erheben, ohne dass diese Identität definiert ist – was in gewissem Sinne auch beinhaltet, dass sie begrenzt und klar umrissen ist. Würde man eine Gruppe auffordern, das, was diese Identität bedroht, zu tolerieren, hieße das, von ihr zu verlangen, sich selbst zu demontieren, sich selbst den Todesstoß zu verset-

zen. Und wenn es irgendetwas gibt, was als Modell der Intoleranz gelten könnte, dann wäre es diese Auslöschung der Existenz. Somit ist Toleranz eine Tugend, die viel mit Grenzen und mit „Rändern“ zu tun hat. Sie hat nichts mit totalen Bedrohungen unseres Soseins zu tun, mögen diese Bedrohungen nun von außen oder von innen kommen, mögen sie physischer oder symbolischer Natur sein. Toleranz hat vielmehr mit Verhaltensweisen und/oder Überzeugungen an den „Rändern“ der Gruppenidentität zu tun. Hier könnte man wieder an die Juden und Prostituierten im mittelalterlichen kanonischen Recht denken, die ein gutes Beispiel für diese Art von Marginalität darstellen (zusammen mit Leprakranken, manchmal Muslimen, Bettlern, Fremden usw.). Alle lebten an den Grenzen oder Rändern der Gesellschaft. Nicht jenseits und auch nicht ganz innerhalb der Gesellschaft.⁷

Wenn wir diesen Gedankengang zu seinem logischen Ende führen, kommen wir zu einer interessanten Erkenntnis: Je breiter die Grenzstreifen sind, desto größer ist die Zahl der Personen, Verhaltensweisen und Einstellungen, die an diesen Grenzen existieren; je schmaler die Grenzstreifen sind, desto geringer ist ihre Zahl. Das bedeutet, je breiter die Grenzstreifen sind, desto mehr Fragen der Toleranz und Intoleranz stellen sich und werden relevant und umso größer sind die Aussichten, in Berührung mit Verhaltensweisen und Überzeugungen zu kommen, die man für unannehmbar hält (ohne dass sie unbedingt die eigene Identität bedrohen, wenn sie vielleicht auch zu endlosen Überlegungen über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einer solchen Bedrohung veranlassen). Und damit wird noch einmal deutlich, warum Toleranz in Gesellschaften mit starken Gruppenidentitäten ein so wichtiges Thema ist. Es sind Gesellschaften mit sehr breiten Grenzstreifen, mit sehr weitreichenden *corporate identities* und Gruppendifinitionen, die einer solchen Toleranz bedürfen, so oft und so tragisch sie auch durch ihr Fehlen oder ihr Versagen gekennzeichnet sein mögen.

Die modernen Gesellschaften – definiert, wenn man so will, durch die *Déclaration des droits de l'homme et du citoyen* und durch die Amerikanische Verfassung – machen die Gesellschaften nicht viel toleranter; sie eliminieren vielmehr die Gruppengrenzen. In gewissem Sinne war dies auch das Vorhaben der modernen Staaten, in ihrer liberalen Form sogar noch mehr als in ihrer romantisch-nationalen Form. Man erinnere sich der klassischen Antwort der Aufklärung auf „die Juden-Frage“ von Graf Stanislav de Clermont Tonnere aus dem Jahre 1789: „Wir müssen den Juden als

Nation alles verweigern und dem Juden als Einzelnem alles gewähren.“⁸ Das wurde zur paradigmatischen Aussage über die Haltung dem Anderen gegenüber: seine und ihre Natur als Individuum und nicht als Glied einer festgefügt Gruppe. In Artikel I der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte der Französischen Nationalversammlung (26. August 1789) heißt es: „Die Menschen sind und bleiben von Geburt an frei und gleich an Rechten. *Soziale Unterschiede dürfen nur im Allgemeinutzen begründet sein.*“ Das ist eine völlig neue Sinnbestimmung von Gruppengrenzen nach dem Kriterium der Nützlichkeit und nicht der individuellen Wesensart. Kein Wunder, dass die Theorie der sozialen Auswahl ein so attraktives Modell in den Sozialwissenschaften ist.

Im öffentlichen Bereich sind die Grenzen in diesen Gesellschaften Rasierklingen-dünn gezogen; und die Einzelnen verkehren nicht als Glieder von Gruppen miteinander, sondern als Inhaber von Rechten (Bürgerrechte, soziale Rechte, Menschenrechte usw.). Gruppenidentitäten sind im öffentlichen Bereich durch individuelle Identitäten ersetzt worden; und das Problem der Tolerierung des Unterschiedes ist durch die gesetzliche Anerkennung von Rechten und Rechtstiteln ersetzt worden. Das meine ich, wenn ich sage, dass die Moderne das Problem der Toleranz ignoriert und dass sie die Notwendigkeit, tolerant zu sein aus dem Wege geräumt hat, statt die Menschen tolerant zu machen. Sie hat die Toleranz durch Rechte ersetzt.

Einsträngige und mehrsträngige Beziehungen

Kritisch gesehen hat diese Entwicklung nicht nur politische Dimensionen. Sie ist auch die Basis des sozialen und wirtschaftlichen Lebens in den meisten westlichen liberalen Gesellschaften und ein kritischer Aspekt der Globalisierung. Das ist der Unterschied zwischen dem, was Ernest Gellner vielsträngige und einsträngige Beziehungen nennt. In der vielsträngigen Beziehung „hat ein Mann, der in einer Stammesgemeinschaft etwas von einem Dorfnachbarn kauft, es nicht nur mit einem Verkäufer zu tun, sondern auch mit einem Verwandten, Mitarbeiter, Verbündeten oder Rivalen, einem möglichen Brautbeschaffer für seinen Sohn, einem Mitgeschworenen, einem Teilnehmer an rituellen Zeremonien, einem Mitverteidiger des Dorfes, einem vertrauten Dorfratsmitglied.“⁹ Diese Situation unterscheidet sich erheblich von den einsträngigen Beziehungen, die wir eingehen, wenn wir eine Ware kaufen, bei der unsere Berechnungen sich im Großen und

Ganzen darum drehen, die bestmögliche Ware für den niedrigsten Preis zu kaufen.

Dieser Unterschied hat ungeheurere Auswirkungen auf die Frage der Toleranz. Ich möchte das an einem kleinen Beispiel illustrieren. Die Beziehungen zu meinem Automechaniker sind einsträngig: Er bringt meinen Katalysator in Ordnung, und ich bezahle ihm ein paar hundert Dollar. Das ist die ganze Beziehung. Wenn er seine Arbeit verrichtet hat und ich ihn bezahlt habe, ist die Beziehung zu Ende; da ist nichts Bleibendes. Einer braucht dem Anderen gegenüber nicht tolerant zu sein; und unsere Beziehung vor, während und nach seiner Arbeit ist einzig und allein bestimmt durch gesetzliche Rechte: auf Eigentum, auf gleichberechtigten Zugang zu Marktressourcen und Zahlungsverkehr usw. Meine Beziehung zu meiner Akupunkturtherapeutin ist hingegen ganz anderer Art. Sie ist Mitglied meiner Synagoge. Ich treffe sie jeden Sonnabend. Mehrere Male bin ich zu ausgefallenen Zeiten in den frühen Morgenstunden oder in der Nacht zu ihr nach Hause gekommen, um ihrem Ehemann bei der Erfüllung seiner religiösen Pflichten beizustehen, als sein Vater starb; sie sind bei uns zum Abendessen gewesen, ich schreibe ihrem Sohn, einem Philosophiestudenten an der Universität von Princeton Gutachten; sie gibt uns allen einen Rabatt für ihre Behandlung; in einigen Fällen gibt meine Frau ihr Yogastunden anstelle einer Barzahlung. Kurz gesagt, unsere Beziehung ist vielschichtig, vielsträngig und hat weite Grenzen. Und angenommen, ihr Sohn wäre nicht ein großartiger, lebenswürdiger und gescheiter junger Mann, sondern ein vulgärer, gefühlloser und langweiliger Tölpel, so würde ich dennoch seine Gegenwart tolerieren müssen, weil meine Beziehung zu seiner Familie aus einem festeren Netz geknüpft ist als eine einsträngige Tauschbeziehung, die rechtlich abgesichert ist.

Bei Toleranz geht es um die Art von Beziehungen, die an den breiten Grenzstreifen der Identität angesiedelt sind, eine Identität, die qua Definition eine so oder so geartete Gruppenidentität ist. Ein Großteil der wirtschaftlichen und politischen Stoßkraft der modernen Weltordnung zielt jedoch darauf, Gruppenidentitäten durch individuelle Identitäten, Toleranz durch Rechte und eine relativ kleine Zahl von vielsträngigen Beziehungen durch eine fast unbegrenzte Zahl von einsträngigen Beziehungen zu ersetzen. In diesem Prozess wird aus der Toleranz als gemeinschaftsbezogener Verhaltensweise eine individuelle, fast psychologische Eigenschaft oder ein persönliches Merkmal.

Es ist natürlich nichts Falsches daran, weder praktisch noch moralisch, wenn man das Problem der Intoleranz dadurch „löst“, dass man die sozialen Bedingungen beseitigt, die Toleranz erforderlich machen. Im Gegenteil, wenn es möglich ist, scheint es gut zu funktionieren. Mein Empfinden ist jedoch, dass die Bedingungen, die für die „Hochmodernität“ der westeuropäischen und nordatlantischen Nationalstaaten kennzeichnend sind – und die diese besondere Lösung oder vielmehr Ignorierung des Problems möglich gemacht haben – sich ständig ändern. Eine Rückkehr zu gruppenbegründeten Identitäten und religiösen Bindungen in vielen Teilen der Welt, die Verbreitung transnationaler Identitäten, die auf Religion, ethnischer und nationaler Zugehörigkeit basieren, unabhängig von staatlicher Souveränität, stellen den Typ von individueller Identität in Frage, der das Kernstück der revolutionären Bürgerrechtsidee war. Die Globalisierung der Wirtschaftsbeziehungen hat jedoch nicht zu einer Umgestaltung der Gruppenideologie geführt, für die Mitte des 18. Jahrhunderts Glasgow oder Boston standen.

Unter diesen Umständen werden wir eine Sprache der Toleranz entwickeln müssen, die nicht auf liberalen und modernistischen Vorstellungen der Individualität und der Interaktion zwischen Individuen basiert. Dazu müssen wir uns meines Erachtens auf die religiösen Grundlagen der Toleranz besinnen.

Übersetzung aus dem Englischen: Helga Voigt

ANMERKUNGEN

- ¹ *Bernard Williams*, Tolerant. An Impossible Virtue, in: *David Heyd* (ed.), *Tolerance: An Elusive Virtue*, Princeton University Press, Princeton 1996, 18–28.
- ² Siehe *Jose Casanova*, *Public Religions in the Modern World*, Chicago University Press, Chicago 1994.
- ³ Siehe *Susan Mendus*, *Tolerance and the Limits of Liberalism*, Macmillan, London 1989, 108. Siehe auch, *John Horton*, *Tolerance as a Virtue*, in: *Heyd*, *Tolerance*, 18–44.
- ⁴ *Williams*, *Tolerance*, 25.
- ⁵ Siehe *Horton*, *Tolerance as a Virtue*.
- ⁶ *Daniel Lerner*, *The Passing of Traditional Society*, Free Press, New York 1964.
- ⁷ *David Nirenberg*, *Communities of Violence: Persecution of Minorities in the Middle Ages*, Princeton University Press, Princeton 1996.
- ⁸ *Michael Shurkin*, *Decolonization and the Renewal of French Judaism: Reflections on the Contemporary French Jewish Scene*, *Jewish Social Studies* 6 (2): 156–176, 2000.
- ⁹ *Ernest Gellner*, *Plough, Sword and Book: The Structure of Human History*. University of Chicago Press, Chicago 1989.